

Jonas und die Würde des Menschen

Eine Erzählung aus der Donausteppe

Von Hans Bergel

In den ersten Wochen nach seiner Ankunft in Valea Spurcaşilor besuchte er mich jeden Abend. Wir setzten uns unter den Maulbeerbaum und hörten den überreifen Beeren zu, die durch die Blätter fielen und mit fettem Laut auf die Platte des wackligen Tisches vor uns tropften. Wir unterhielten uns, bis der Nachthimmel aus den östlichen Randstreifen der Donausteppe kroch, sich wie eine riesige Tintenfischwolke über die Ebenen stülpte und sie auslöschte.

Dann saßen wir noch eine Weile im Dunkel, ohne uns zu sehen... An diesem Abend war es sehr spät geworden. Wir erhoben uns fröstelnd und gingen noch einmal um die Lehmhütte — damit wir, wie er sagte: der Nacht auch von dieser Seite ins Gesicht sehen. Und auch diesmal fielen mir die Löcher und Sprünge in der Rückwand der Hütte ein, die der Ostwind des letzten Winters gerissen und die ich noch zu verleben hatte. Die Winter sind dort eisig, von wirren, schwarzen Stürmen bevölkert, die einem den Mut nehmen, eine Tür zu öffnen. Es sollte mein zweiter Winter werden.

„Du bist noch jung und kräftig“, sagte Jonas, „und du hast es gut überstanden...“ Ich unterbrach ihn: „Komm jeden Abend zu mir. Wir finden immer was zum Beißen. Solange ich was habe, hat's keine Not auch mit dir.“

Ich begleitete ihn bis zu dem Zaun aus trockenen Sonnenblumenstengeln und sah ihn in der Dunkelheit verschwinden. Er war klein, zierlich und schmal, und ich dachte: daß nur einer von seiner Gestalt und seinem Gang es zuwege brachte, so in diese Nächte hineinzugehen und drüben wieder aufzutauchen, als sei das nichts.

Die Handflächen brannten mir und waren schwerer als die Hände. Ich schlief in meiner strohgedeckten Hütte sehr rasch ein, stand sehr früh auf und ging zur Arbeit.

An einem der nächsten Abende kam er nicht. Ich machte mich ins Dorf auf — in diese Herde schilf- und lehmzotziger, lichtloser und verschreckter Katen hinein, die wir nachts gar nicht und tags nur auf Sichtweite verlassen durften. Auch vor seiner Hütte stand einer der grauen, wenig mehr als einen Meter hohen Zäune aus Sonnenblumenstengeln mit einer halberdörnten, galgenhaft gebogenen Akazie davor.

„Ich werde eine Arbeit annehmen“, sagte er sofort und blickte im Schein der Petroleumlampe von einem Buch auf, „ich habe mich erkundigt.“ „Du solltest daran denken, daß du eben erst rausgekommen bist“, sagte ich, „und daß du erst wieder zu Kräften kommen mußt. Die Arbeit ist hart, härter als in den Delta-Sümpfen. Niemand weiß, wie lange das hier dauert.“

Als ich mich am Morgen darauf zur Arbeit fertig machte, kam er an meiner Hütte vorbei. Ich sah durch das Fenster, wie er in den Feldern rechter Hand verschwand. Er trug, schien's, irgendein Arbeitsgerät bei sich. Ich griff nach der Kelle und dem Mörtelbrett und dachte: nun haben sie auch ihn, wie mich und die anderen, her verschickt, anstatt ihn laufen zu lassen. Und bei ihm hätte es wohl gereicht.

Aber das dachte, wie gesagt, nur ich. Sie dachten da anders...

Ich fragte ihn am Abend nicht, welcher Art die Arbeit war, die er zu verrichten hatte. Er war von der glühenden Sonne rotgebrannt, und jetzt erkannte ich sein Arbeitsgerät: ein

etwa halbmeterlanger, fingerdicker Eisenstab und eine Eisenblechplatte von der Größe eines Wagenrades. Dazu trug er einen alten Brotsack voller Bücher um die Schulter gehängt. Er bemerkte meinen verwunderten Blick, lachte verlegen und sagte: „Ich kann bei der Arbeit lesen; und ich krieg ein Mittagessen... Die Bücher hier — die hat mir ein Freund geschickt, aus Bukarest. Ich habe da gute Freunde.“

Das ging etliche Tage so.

Dann kam er an einem Abend früher als gewöhnlich, setzte sich zu mir unter den Maulbeerbaum und verwickelte mich ohne Einleitung in ein Gespräch. Ich merkte bald, daß es keines jener Gespräche war, die wir früher geführt hatten, wenn wir in einer Zelle für kurze Zeit zusammengeworfen worden waren und die langen Jahre noch vor uns lagen. Entgegen seiner immer fast heiteren und leichtfüßigen Überlegenheit, bohrte er sich in den Gegenstand hinein, überhörte meine weltmännisch-unverbindlichen, in den Jahren hartgesottenen und zuweilen ungerührten, bissigen Einwände, die ich rücksichtslos vorbrachte. Es war auch mehr ein Selbstgespräch, das er führte. Da ließ ich ihn reden. Es ging um die Würde des Menschen... Mit seinem scharfen Verstand wendete und betrachtete er Schillers „Anmut und Würde“, zitierte aus Brecht und Kant und sagte ganze Abschnitte aus Camu's „Sisyphos“ her. Das alles mit dem Tonfall, in dem Fragen vorgebracht werden, deren Beantwortung man auf eine tapfere Art fürchtet — mißtrauisch, als prüfe er während des Sprechens die einzelnen Wörter auf ihre Dichte und Unausstauschbarkeit, nicht gewillt, ihnen auch nur die kleinste Mattheit nachzusehen, sollten sie sich selbst gegen ihn wenden. Währenddessen schälte ich die heißen Kartoffeln und schob sie ihm mit dem Salz über den Tisch zu. Gleichzeitig war mir klar, daß ich mit den paar Handgriffen die Spannung abzuleiten versuchte, die mich immer stärker beherrschte — vor allem, wenn er zwischen den Zitaten seine Folgerungen zog, mit einer Unbeirrbarkeit, der alles Gewalttame fehlte, vor der ich aber gerade deswegen erschrak. Schließlich stellte er fest — und während er das sagte, sah er mich zum erstenmal voll an — der Begriff von der Würde des Menschen enthalte eine Aufforderung, und der Gedanke der Unvereinbarkeit, auf den diese grundsätzlich hinweise, habe ihn in den letzten Tagen beschäftigt... Auch das klang fast leicht, ohne Schwere hingesagt, und er stand plötzlich auf, sagte „Bis Morgen...“ und ging.

Es sah nicht anders aus als sonst: als berührte er kaum die Erde und als teilte er mühelos die Dunkelheit. Sandu, der an den Stamm des Baumes gelehnt dabeisäß, schüttelte, als ich vom Zaun zurückkam, ohne seine Stellung zu ändern den klobigen Kopf: „Den hat's schon lange erwischt, was?“ Ich sagte: „Er ist wie eine Stahlklinge. Er hat zweimal sieben Jahre abgesessen. Seine Hände wurden bei keiner Arbeit dreckig; niemals, auch in den Bleiminen von Baia-Sprie nicht, obwohl er überall zapuckte.“

Den Tag darauf hatte ich frei. Ich schlief lange und machte mir dann am Haus zu schlafen. Bald aber ließ ich die Arbeit liegen und ging zu den Schweineställen hinaus. Ich sagte zum Brigadier: „Ich brauche noch einen Mann zum Mörtel mischen, einer ist zu wenig.“ Der Brigadier zwinkerte mir klebrig zu: „Ihr haltet wohl zusammen wie die Baragan-Kletten, ihr

Politischen...“ „Halt's Maul, dickes Schwein“, sagte ich kalt, „was wißt ihr... Ich bin dein bester Arbeiter, und ich hab nur noch ein halbes Jahr hier. Wenn ihr nicht wieder lügt. Vielleicht treffen wir uns nachher mal; überleg's dir...“

Unterwegs zurück besorgte ich mir für eine frische Schweineleber, die mir der alte Jorgu zugesteckt hatte, einen Ballen Stroh beim halbgelähmten Gliga — dem einzigen Ortsansässigen hier außer dem Brigadier und den paar Nachtwächtern. Wir anderen kamen alle aus den Gefängnissen.

Ich saß wieder rittlings auf dem Dachfirst meiner Hütte und verstopfte die schadhafte Stellen, als ich durch die zitternde, vom Duft des Akazienharzes gesäuerte Luft drei merkwürdige Glockenschläge hörte. Sie kamen aus den Kornfeldern rechts, und nach einer Weile hörte ich sie wieder. Sie brachten den um diese Tageszeit schon gelblich flimmernden Himmel auf eine seltsame Art für einen Augenblick näher.

Ich weiß nicht, was mich bewog, meine Arbeit liegen zu lassen und sofort vom Dach zu steigen.

Ich ging den Tönen nach in die Ebene hinaus.

Der Geruch der warmen Steppenerde schlug herauf, und als ich zwischen die Stengelreihen des ersten Maisfeldes trat, benahm mir die Glut den Atem. Die trockenen, langen Blätter scheuerten mir über die Handrücken und Wangen. Von links leuchteten die kadmiumgelben Blüteneller der Sonnenblumen herüber; sie waren schon starr, daß sie sich nicht mehr der Sonne nach wendeten. Der Schweiß klebte mir auf den Augenlidern. Die Steppe kochte lautlos. Am Ende des kilometerlangen Maisfeldes, dort, wo die Kornflächen begannen, blieb ich stehen.

Die Schläge kamen jetzt ganz aus der Nähe. Hinter den raschelnden Maisblättern her sah ich Jonas am Rand eines ganz in Glimmern gehüllten Feldweges sitzen. Er hatte sich ein weißes Handtuch um den Kopf gebunden und hockte über ein Buch gebeugt; im staubigen Böschungsgas vor ihm lagen andere aufgeschlagene Bücher. Neben ihm, an einem in die Erde gesteckten Stock, hing die große Blechplatte. Jedesmal, wenn sich ein Schwarm Krähen und Dohlen niederlassen wollte, hob er den Eisenstab und schlug, ohne hinzusehen, dreimal gegen die Platte. Die Töne klangen hier, aus der Nähe ohne die Feierlichkeit, die mich noch vor wenigen Minuten berührt hatte.

Und die Vögel machten es Jonas leicht. Jedesmal, bevor sie niederstießen, meldeten sie sich krächzend an — als wollten sie, da es ihnen anders nicht gegeben war, solcherart dem lesenden Mann ihre Achtung erweisen — mit einem unheimlichen, metallenen Geschrei, das sie, ging man am Morgen oder am Abend durch eines der Akazienwäldchen, zu tausenden und abertausenden aus den dicht beieinanderliegenden, struppigen Nestern wie Eisen splitter auf jeden niederschleuderten, der ihnen zu nahe kam. Hier aber, bei Jonas' Schlägen, bogen sie mitten im Sturzflug ab und kreisten achtsamvoll in einiger Höhe, ehe sie sich abermals den vollen Ähren näherten. Bis sich die Hand mit dem Eisen hob und Jonas wieder knochenmager unter der zuckenden, von Lichtern zerspellten Schattendecke saß, die ihre Leiber und Flügel für Sekunden über ihn waren.

Ich hatte den Atem angehalten und den Vorgang etliche Male beobachtet; einmal war ich daran gewesen, nach vorne zu springen, um Jonas zu schützen...

Das dachte ich jetzt, das also ist Jonas' Arbeit: um einen Teller Krautsuppe zu Mittag hat er sich zur Vogelscheuche machen lassen müssen... Ohne daß Jonas mich bemerkt hatte, trat ich ins Maisfeld zurück.

Ich war nachher, als ich in meiner Hütte ruhiger darüber nachdachte, froh, weit weg vom Brigadier zu sein. Denn ich sah Jonas, wie er mit seiner durchsichtigen Gestalt und dem zweimal siebenjährigen Hunger in den Augen vor dem Kolob stand, wie der ihn zum Betteln und dann seinen Spott mit ihm trieb, ihn mit der abgestumpften Rohheit eines Henkers zu den Krähen und Dohlen in die Ebenen hinausschickte und sich am Abend mit seinem allmächtigen Kumpanen vom Wachdienst vor Lachen bog.

Wie immer, kam Jonas auch an diesem Tag nach der Arbeit bei mir vorbei. Ich sah sofort, daß er das Buch in der Hand hielt, mit dem ich ihn am Wegrand hatte sitzen sehen. Seine Arbeitsgeräte trug er nicht bei sich.

Er lächelte, als ich ihn an den gedeckten Tisch unter den Maulbeerbaum bat, blieb aber ernst. Während wir aßen, sagte er wie beiläufig: daß er sich nach reiflicher Überlegung entschlossen habe, seine Arbeit aufzugeben, daß er sein Gerät schon abgeliefert und nun zuzusehen habe, ob und wo er eine andere Arbeit finde. O ja, winkte er ab, er wisse, daß Arbeit, wenn irgendwo in der Welt, dann hier: Essen, Leben, Überleben bedeute... Er schwieg; in seinem eingefallenen Gesicht stand das Entsetzen. Aber, sagte er dann, unterbrach sich, machte eine Handbewegung und fuhr wie unter großer Anstrengung fort: Kant, sagte er, Kant sei der Ansicht, daß die Würde der menschlichen und aller vernünftigen Natur in der sittlichen Selbstgesetzgebung begründet liege; und eben dies finde auch er. Und wer diese verletze... „Du kannst morgen bei uns einsteigen, Jonas“, schnitt ich ihm hier das Wort mit Entschiedenheit ab, „der Brigadier braucht einen, der mir den Mörtel mischt.“ Jonas sah mit seinen hellen Augen durch mich hindurch. „Wer diese verletzt“, sagte er mit äußerster Anspannung, „der verletzt zu gleichen Teilen sich und den anderen, den er dieser Kränkung in Unkenntnis aussetzt...“

Jonas schlief in dieser Nacht bei mir.

Der Brigadier grinste, als ich am nächsten Morgen mit ihm bei den Schweineställen eintraf. „Hehe“, feixte er aus seinem unrasierten, immer verschwitzten Gesicht, „hab ich's mir doch gedacht! es ist der, den ich...“ Ich war so dicht vor ihm stehengeblieben, daß wir uns fast berührten. Ich sah ihn an. „Wenn du noch ein Wort sagst, schlag ich zu“, sagte ich, daß es alle hörten. Da schwieg er. „Und er“, sagte ich, und wies mit einer Kopfbewegung zu Jonas hinüber, neben den in diesem Augenblick Sandu getreten war, „er versucht, euch euer Gesicht zu retten — ihr Vogelscheuchen!“

Der Dr. Jonas Reuter wurde zusammen mit mir und den dreihundert anderen ein halbes Jahr nach diesem Vorfall auf freien Fuß gesetzt — wie das so heißt. In der Donausteppe bin ich seither nicht mehr gewesen.

Valea-Spurcaşilor heißt zu deutsch: das Tal der Unreinen, der Ausgestoßenen oder Verfeimten. Zur Zeit der Türkenkriege soll dort eine Kolonie für Aussätzigte gelegen haben. Die Kranken mußten rings um ihre Siedlung große Vogelscheuchen aufstellen, weil ihnen die Krähen und Dohlen von den Nahrungsmitteln stahlen, an denen sich dann — da die Vögel immer wieder etwas davon verloren — die hungernden Bewohner der umliegenden Dörfer ansteckten. Es muß eine elende Zeit gewesen sein.

Im übrigen habe ich mir sagen lassen, daß die Lehmhütten bald nach unserer Abfahrt damals niedergefallen und die Flächen in Äcker umgewandelt worden seien. Wo und auf welchem Posten der fette Brigadier heute lebt, weiß ich nicht.

(Aus: „Kulturpolitische Korrespondenz“/ Bonn; unter dem Titel „Die Vogelscheuche“.)

NEUE BÜCHER

Die sowjetische Führungselite

Michael Morozow: Das sowjetische Establishment; Seewald-Verlag Dr. Heinrich Seewald; Stuttgart-Degerloch 1971; Chromolux-Einband; 198 St.; DM 12,00.

Das persönliche Leben der sowjetischen Führungselite umgibt in Rußland ein Schleier des Geheimnisses, der auch vom Westen her nur schwer zu durchdringen ist. Die unvermeidliche Folge: Fehlbeurteilungen und falsche Prognosen der Sowjet-Politik, Spekulationen und Kremlastrologie. Mit diesem Buch wird die Anonymität des Sowjet-Establishments durchbrochen. Morozow, in Moskau aufgewachsen, Ostexperte der Spiegel-Redaktion, legt nach jahrelanger intensiver Forschungsarbeit erstmalig die vollständigen Personalakten der Mitglieder des Zentralkomitees der KPdSU vor. Ihre persönlichen Daten, Ausbildung, beruflicher Werdegang, Ämter, Auszeichnungen sind symptomatisch für das Sowjet-Establishment.

Die vergleichende Analyse ergibt charakteristische Gemeinsamkeiten, aus denen sich das Persönlichkeitsbild des typischen Sowjetfunktionärs in Partei, Staat, Wirtschaft und Armee ableiten läßt.

Vor allem aber vermittelt diese Untersuchung ein instruktives Bild von den Methoden der Elitebildung sowie von der Praxis der Machtausübung im Sowjetstaat. Ausgehend von den Einzelschicksalen werden die Beziehungen zwischen den Funktionären, die Bildung von Interessengruppen und ihr Einfluß auf die politischen Entscheidungen offengelegt. Die Kenntnis dieser Zusammenhänge und Hintergründe ist eine unabdingbare Voraussetzung, um ein realistisches Bild des Sowjet-Establishments zu gewinnen und die Methoden sowjetischer Politik zu durchschauen. Da aber die sowjetische Innen- und Außenpolitik in starkem Maße auch auf das politische Klima der Bundesrepublik Deutschland und der ganzen westlichen Welt einwirkt, betrifft das Thema dieser Untersuchung jeden Leser unmittelbar.

Ernest Raboff: „Paul Klee“

Buchreihe „Kunst für Kinder“. Aus dem Amerikanischen übertragen von Klaus E. R. Lindemann und William H. Mc Donald. Großformat mit 15 farbigen Reproduktionen und zahlreichen Zeichnungen und Textseiten. Gemini-Smith-Buch bei Bradley Smith, herausgegeben von Weber, Genf, 1969. Druck bei Toppan in Japan.

Der auf internationaler Ebene wirkende, anerkannte Autor, Künstler, Kunstkritiker und Kunsthandwerker hat die Bilder einiger der bedeutendsten Künstler unseres Jahrhunderts so interpretiert, daß sie dem Verständnis auch des Kindes, erst recht aber des Erwachsenen nahegebracht werden. In diesem Band besonderer Art und Prägung ist es Paul Klee, der mit viel Einfühlungsvermögen und Phantasie, unter humorvoller Anwendung von Symbolen in seiner Wesenart und dem Sinne seiner Werke nach ausgedeutet wird. In einer biographischen Skizze wird Klees Selbstzeugnis zitiert: „Die Kunst bringt das Sichtbare nicht wieder hervor. Sie macht es sichtbar.“ I. F.

Jürgen von Hollander:

„Wir entdecken das Tier und die Pflanze“

176 Seiten mit vielen Zeichnungen von Hannes Limmer und Farbtafeln von Fritz-Martin Engel. Südwest Verlag, München, 1970. DM 12,80.

„Warum ist eine Blume anders als ein Löwe?“ „Was ist ein Weibchen?“ „Woher hat ein Vogel seine Federn und warum singt er?“ — Das sind einige der vielen Fragen, die kapitelweise dem Forscherdrang des Kindes Antwort geben auf Schlüsselfragen des Lebens, von der Befruchtung und dem Werden, vom Entstehen und Vergehen der Tiere und der Pflanzen- und Tierwelt, Mühelos und der kindlichen Phantasie entgegenkommend, erfolgt die Einführung in Grundprobleme der Biologie, die Entschlüsselung wichtigster Geheimnisse des Lebens und seiner überzeitlichen Gesetze. — Ein wertvolles Buch; mehr als ein Kinderbuch und doch im besten Sinne ein Buch für Kinder, das sie erfreut, aber auch denken und beobachten lehrt. I. F.

Richard Katz: „Tiere - Tiere - Tiere“

Eine Auswahl schönster Geschichten. 244 Seiten, 1970, Albert Müller Verlag, AG, Rüsslikon-Zürich, Leinen DM 17,80.

Tierbeobachtung ist bei mir fast ein Urtrieb“, schreibt der Autor über sich selbst, und das spürt man. Fisch und Hund, Kolibri und Ameise — das Kleinste ist in seiner Ganzheit erfaßt und mit genauer Beobachtung, liebevoller Beschreibung und brillanter Erzählkunst dem Leser nahegebracht — das ergibt ein Buch voller Wissen, voller Unterhaltung und genußvoller Lesestimmung! I. F.

Handbuch und Verzeichnis der Ärzte Krankenanstalten und Apotheken

Columbus Adressenverlag, Offenbach-Bieber. In wenigen Wochen erscheint — erstmalig für die Bundesrepublik und Westberlin — das neue „Handbuch und Verzeichnis der Ärzte, Krankenanstalten und Apotheken“. Es enthält 120 000 Adressen aus dem Bereich des Gesundheitswesens in einem einzigen Band:

alle in der Bundesrepublik und Westberlin approbierten Ärzte, nach Fachgruppen gegliedert

alle Zahnärzte
alle Heilpraktiker und Masseure
alle Kranken- und Heilanstalten
alle Sanatorien
alle Apotheken.

Jede Adresse im neuen Ärzte-Handbuch kostet nur 0,04 Pfennig oder ganze 0,40 DM per Tausend. Die 120 000 Adressen sind nach Postleitzonen, Orten sowie Fachgruppen geordnet — und bei jeder Anschrift steht die Telefonnummer. Bei sofortiger Auftragserteilung sparen Sie DM 11,—, da Sie das „Handbuch und Verzeichnis der Ärzte, Krankenanstalten und Apotheken“ zur Zeit noch zum besonders günstigen Vorbestellpreis erhalten.

Dr. Otto Péterdi-Hahn: „Die landwirtschaftliche Lage eines Fronbauern um 1800 im deutschen Dorf Bakony Péterd in Ungarn“. Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerkes, München, Reihe B. Nr. 27 1970.

Auslieferung: Verlagsbuchhandlung Hans Meschendorfer, 8 München 33, Postfach 644, DM 6,—

Bis zum Ende des zweiten Weltkrieges bewohnten das Dorf Bakony Péterd deutsche Bauern. Sie wurden nach 1945 vertrieben. Jetzt wohnen dort madjarische Zuzügler z. T. aus der Slowakei.

Die Siedler um 1800 nannte man Fronbauern. Sie saßen auf dem Land eines madjarischen Grafen, mußten es bestellen und durften daneben ihre eigene Wirtschaft betreiben, Vermögen erwerben.

Es ist fesselnd, aus dem Buch zu erfahren, wie dies alles im Einzelnen vor sich ging, welche Kosten und Erträge sich daraus ergaben. Hierauf kommt es dem Verfasser vornehmlich an. Er untersucht genau die gesamte Wirtschaftlichkeit, Rentabilität und deren Voraussetzungen bei den Fronhöfen. Das hervorgehobene Beispiel des Dorfes Bakony Péterd steht natürlich stellvertretend für viele Hunderte deutscher Dörfer, die sich vor 170 Jahren in Ungarn unter denselben Umständen befanden.

Ein solcher Spiegel der Fronbauernverhältnisse fehlte bisher. Das Buch bietet noch mehr: einen Einblick in die allgemeinen sozialen Zustände jener Zeit. Wir empfangen mit ihm einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der Geschichte des Südostdeutschtums.

Wie mögen die sozialen Verhältnisse heute dort sein?

Rolf Hennig: Pistole und Revolver

BLV Verlagsgesellschaft München. 3. erweiterte Auflage 1970, 277 Seiten, 140 Fotos, Format 14,5 x 21,5 cm, laminiertes Pappband DM 20,—.

Rolf Hennigs „Pistole und Revolver“ ist ein zuverlässiges und umfassendes Lehrbuch für den gebrauchsmäßigen, sportlichen und jagdlichen Umgang mit Faustfeuerwaffen.

Das Buch befaßt sich ausführlich und systematisch mit allen Punkten, die für den Umgang mit Faustwaffen von Bedeutung sind. Der Autor vergleicht ohne Scheu Marken und Systeme der einzelnen Faustfeuerwaffen, so daß das Buch beim Waffen- und Munitionskauf von Nutzen ist. Funktion, Technik und Anwendung werden genauso präzise erläutert wie die sorgfältige Pflege der Waffe. Auf alle Disziplinen jagd- und leistungssportlichen Schießens geht der Autor ein und gibt nützliche, praktische Ratschläge.